

SONNENGARTEN POST

Alters- und Pflegeheim SONNENGARTEN · Etzelstrasse 6 · 8634 Hombrechtikon
Herbst 2013 · Nummer 55 · Erscheint zweimal jährlich

Gabriela de Carvalho, Ausschnitt aus dem Werk «Krähe»

«Kontrast-Effekt»



Hier sitze ich und sollte das Editorial für die Herbstausgabe der Sonnengarten-Post schreiben. Das Grau über dem See und der stete Regen haben recht warme, ja sogar heisse Spätsommertage abgelöst. Irgendwie empfinde ich diesen Wetterumschwung für mein Ansinnen als nicht sehr hilfreich. Wie stark doch wir Menschen in unserem Befinden vom Wetter- und Jahreszeitenwechsel beeinflusst werden. Was ist die Ursache dahinter? Gerade die unbewusste Erwartung, weitere schöne und warme Tage zu haben, führen zum starken Erleben des jetzt nebligen und trüben Tages. In der Psychologie reden wir vom «Kontrast-Effekt»¹. Dies heisst, dass vorausgegangene Erfahrungen unseren Massstab der Erwartung stark beeinflussen. Natürlich sind wir diesem Effekt als bewusst denkende Menschen nicht hilflos ausgesetzt und können mit unserer Vernunft korrektiv unser Gefühlsleben mehr oder weniger steuern. «Das Denken ist der Dolmetsch, welcher die Gebärden der Erfahrung in die Sprache der Vernunft übersetzt.» (R. Steiner, 1909)². Demgemäss erhalten unsere Erfahrungen erst durch unser Denken ihren Wert und werden für uns fruchtbar und wiederum Grundlage für daraus resultierendes Verhalten. Solche Prozesse beeinflussen unsere Urteilsbildung und letztlich unser Verhalten gegenüber neuen Erfahrungen. Neues zu erfahren gibt es auch in dieser Ausgabe der Sonnengarten-Post. Mit den Bildern von Gabriela de Carvalho zu Schuberts «Winterreise», kleinen Berichten aus dem Sonnengartengeschehen. Und vielleicht erleben Sie, liebe Leserinnen und Leser, in einem ganz anderen Sinn einen Kontrast-Effekt beim Lesen der Geschichte «Stille Tage am See» von Michael Theurillat. Ich wünsche uns allen, bevor der Winter beginnt, noch ein paar warme Herbsttage, eine frohgemute Weihnachtszeit und schon in Bälde die Vorfreude auf das kommende Frühjahr.

Christian R. Haas

¹ M. Della Pica und & M. Spisak (2008), Ausgewählte Psychologische Grundlagen. Heidelberg: Springer Medizin.

² R. Steiner, Wahrspruchworte, GA 40, S. 259, 21. November 1909, Rudolf Steiner Verlag, Dornach 1998.

Ausstellung von Gabriela de Carvalho mit Bildern zu Franz Schuberts «Winterreise»



Vernissage mit Apéro

am Samstag, 26. Oktober 2013, 15.15 Uhr
im Sonnengarten Hombrechtikon

Einführende Worte: Gabriela de Carvalho

Musikalische Umrahmung:

Ingrid Gutmann, Gesang, Elsbeth Lindenmaier, Klavier

Etzelstrasse 6, Telefon 055 254 40 70

Öffnungszeiten Mi/Sa/So von 14.30 bis 17.30 Uhr
oder nach Vereinbarung

Ausstellung von Gabriela de Carvalho mit Bildern zu Franz Schuberts «Winterreise»

Zur Entstehung der Bilder

Vom 26. Oktober 2013 bis zum 6. Januar 2014 werden in den Räumlichkeiten des Sonnengartens erneut Bilder von Gabriela de Carvalho zu sehen sein. Bei dieser Ausstellung handelt es sich vornehmlich um Bilder, die für ein Bühnenprojekt zu Franz Schuberts «Winterreise» in den Jahren 2004/05 entstanden sind. Der belgische Sänger Georges Trèzegnies, erfüllt von der Vision eines Bühnen-Gesamtkunstwerks, kam auf die Malerin zu mit der Bitte, zu jedem der 24 Lieder des Liederzyklus Bilder zu entwerfen, die für Projektionen auf drei grossen, lichtdurchlässigen Leinwänden verwendet werden könnten. Die Bilder sollten auf die Rückseite dieser im Halbkreis auf der Konzertbühne aufgestellten Leinwände projiziert werden, und zwar so, dass sie im Laufe des Konzerts sanft ineinander übergehen würden. Dabei dürften gelegentlich auch Überlagerungen der Bildmotive eine geheimnisvolle Stimmung erzeugen. Vor diesen Bildprojektionen sollten dann Sänger und Klavierspieler die «Winterreise» ertönen lassen.

Ursprünglich hatte sich Trèzegnies an den weltbekannten Bariton José van Dam mit der Idee des Bühnenprojektes gewandt. Dieser hatte seine Mitarbeit unter der Bedingung zugesagt, dass die Künstlerin Gabriela de Carvalho die Bilder malen sollte. Mit grosser Begeisterung für die ergreifende Musik Schuberts versuchte sie nun, mit Farben und Formen mit-zu-singen, mit-zu-musizieren. Je mehr sie in das musikalische Werk eintauchte, umso unermesslicher und grossartiger offenbarte es sich ihr. Es war ihr bewusst, dass ihre Bilder erst ein Anfang des Erfassens dieses Werkes sein könnten, erst der Anfang einer Reise!

José van Dam war von den entstandenen Bildern (Ei-Tempera auf Papier, alle im Format 35,5 × 25,2 cm) überzeugt, und es kam zu einer

ersten Umsetzung des Projektes mit einer Aufführung in Polen. Leider entsprach das technische Know-how für die Bühnenumsetzung nicht den Performance-Anforderungen von Dams, sodass geplante Aufführungen ausfielen und die Bilder in einer Atelierschublade der Malerin landeten.

Kurze Zeit später wurden dennoch mehrere Ausstellungen in Deutschland und in der Schweiz möglich, meist begleitet von Konzerten der «Winterreise», manchmal auch von Vorträgen über dieses Werk Schuberts. Unter Leitung von Friedhelm Zimpel, Priester der Christengemeinschaft in Erlangen, wurde im vergangenen Jahr die ursprüngliche Idee eines Gesamtkunstwerkes doch noch – wenn auch «im Kleinformat» – realisiert, mit verschiedenen Aufführungen in Erlangen, Nürnberg, Coburg und Würzburg.

Das Geleitwort von Dr. Erhard Kröner zu einem kleinen Buch, das 2011 im Verlag für Anthroposophie, Dornach, erschienen ist und nahezu die gesamte Bildkollektion zeigt, gibt einen guten Einstieg in die Thematik der Ausstellung*:

«Der Lebensweisheit Goethes entstammt der Rat: Künstler bilde, rede nicht.

Für einen Musiker heisst das wohl: Lasse in den Klängen, Tönen, Melodien hörbar werden für den empfänglichen Menschen, was in dir zur Offenbarung, zur Gestalt, zum Gebilde werden will.

Für den Maler, die Malerin lassen sich die inneren Erlebnisse, Erfahrungen nur in den Farben und Formen zum Bilde gestalten. Der Betrachter, dessen Auge geübt ist, in dem Sichtbaren ein Gebilde des Unsichtbaren zu entdecken, wahrzunehmen, versteht diese Sprache auch ohne erklärendes Wort.

Der Lebensweisheit Goethes entstammt der Rat: «Künstler bilde, rede nicht.»





1



2

1 Der Lindenbaum

2 Täuschung

3



4



5



6



3 Einsamkeit

4 Erstarrung

5 Gefrorene Tränen

6 Gute Nacht

In dem Werk von Gabriela de Carvalho, «Winterreise», können wir sehen, wie die Lieder Franz Schuberts in einer Künstlerseele eine Farbengestalt gewinnen können: Wort (der Dichtung von Johann Wilhelm Müller) und Klang erzeugen eine dritte Dimension im Bilde; was die Seele erlebt, wird sichtbar. In einem neuen Sinn wird ein Gesamtkunstwerk möglich. Die geheimnisvolle Harmonie von Wort/Laut und Ton/Klang erfährt eine Gestalt; was in Farben und Formen erscheint, spricht und tönt zur fühlenden Seele.

Tausende von Texten zu Schuberts Leben und Werk, ebenso viele Aufführungen zu meist für ein nur wenig geschultes Auditorium haben ein entsprechendes «Schubert-Bild» erzeugt: der romantische Komponist, ein Österreicher, ein Genie, Schöpfer eines riesigen Werkes, ein Lebenskünstler und zugleich ein unendlich Einsamer.

Dieses Weltkind voll tiefer Frömmigkeit, geprägt von den gesellschaftlichen Verhältnissen der napoleonischen Ära um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, sucht voller Sehnsucht das «wahre Menschsein», das kein Zustand, kein Habitus sein kann, das es zu «erwandern» gilt in ständiger Wandlung, innen und aussen. Schubert weiss um das Elend, das Johann W. Müller dichtet, verdichtet in seinen Liedern. Aus den «Winterreise» genannten Texten schafft Schubert den Zyklus der 2 × 12 Lieder, eine (seine!) Winterreise (nicht Sommerfrische!). Wer das annehmen, aufnehmen will, entdeckt den Tiefgang irdischen Menschseins, die Passion des Menschen, ahnt die Einheit der Sinnenwelt und der Menschenseele, den Gleichnischarakter alles Vergänglichen, ahnt, wie alle Lebensprüfungen die Signatur eines Schulungsweges sein können, wie in Untergängen Keime eines neuen Werdens gesucht und gefunden werden können.

Was Schubert erlebte, hat Gabriela de Carvalho ins Bild zu bringen erstrebt. Möge der ruhevoll betrachter, von ihrer Farben- und Formensprache geleitet, dem Genius Schuberts begegnen, der in überzeitlicher Weise die Geschehnisse des Mensch-Werdens erlebt und erhört hat und uns an ihren Offenbarungsklängen in seinem Werke anteilnehmen lässt.»

*Für den Maler,
die Malerin lassen
sich die inneren
Erlebnisse,
Erfahrungen nur in
den Farben und
Formen zum Bilde
gestalten.*





7 Krähe

*In dem Werk
«Winterreise»
können wir sehen,
wie die Lieder Franz
Schuberts in einer
Künstlerseele
eine Farbengestalt
gewinnen können.*

Zur Biografie der Malerin

Gabriela de Carvalho wurde 1961 in São Paulo, Brasilien, geboren. Von 1968 bis 1979 besuchte sie die Rudolf Steiner Schule São Paulo. Während der Schulzeit und darüber hinaus bis 1984 übernahm sie auf Anfragen verschiedene malerische und zeichnerische Aufgaben, freie künstlerisch-soziale Initiativen mit Kindern und Jugendlichen, kunstpädagogische Arbeit mit Kindern in Armenvierteln São Paulos.

1980 machte sie ein Praktikum in einer Schule für körperlich und geistig behinderte Kinder im Bereich «Early Intervention». Von 1981 bis 1984 besuchte sie die Universität von Campinas (1981 Physiotherapie, 1982–1984 Beschäftigungstherapie mit Abschlussdiplom und Praktika in der geschlossenen Psychiatrie, Heilpädagogik, Leprabehandlung, Pädiatrie und Sozialarbeit).

1985 siedelte sie nach Europa um. Zunächst besuchte sie das Priesterseminar der Christengemeinschaft in Stuttgart (Grundstudium).



Die Künstlerin

Dann folgte ein Jahr (1986) Studium an der Kunsttherapie-Schule de Wervel in Zeist, Holland. Ab 1987 wurde sie wohnhaft in der Schweiz, wo sie zunehmend Aufträge für die Gestaltung von Buchumschlägen (zumeist für den Verlag am Goetheanum), Plakaten, Prospekten, Logos, Broschüren, Illus-

trationen für Kinderbücher, Bühnenbilder (Goetheanum-Bühne und Gruppe Impuls, Stuttgart), Altarbilder (Hannover, Hamburg, Tübingen, Bern, Erlangen, Brasilien) erhielt. Aus dem freien malerischen Schaffen entstanden einige Ausstellungen in Deutschland, Holland und in der Schweiz. Bis 2009 war sie Grafikerin des Verlags am Goetheanum, danach des Verlags für Anthroposophie. Ein Teil des malerischen Werks von Gabriela de Carvalho kann unter www.farbenwort.ch betrachtet werden.

Zusätzlich zur «Winterreise» werden einige Bilder aus dem freien malerischen Schaffen in der Ausstellung integriert sein.

J. Morel



8



9

8 Leiermann

9 Wegweiser

* Gabriela de Carvalho, Verlag für Anthroposophie: Bilder zu Schuberts «Winterreise». 32 farbige Bilder mit einem Geleitwort von Erhard Kröner und einem Essay von Joachim Knispel: «Der Weg ins Innere». 2011, 80 S., krt., Format 24,5 × 18 cm, Euro 14,- / Fr. 18,-. ISBN 978-3-03769-034-5

Impressionen vom 25. Mai 2013

Nach dem Frühstück schon ist zu spüren, dass Aussergewöhnliches bevorsteht. Den ganzen Morgen herrscht geschäftiges Treiben im Haus. Zielstrebig huschen flinke Frauen durch die Gänge. Geschickte Männer richten Saal und Räume her: Vorbereitungen für die Generalversammlung des Vereins Sonnengarten.

Beim Mittagessen sind Speisesaal und Cafeteria bis auf den letzten Platz besetzt. Viele Gäste sind eingetroffen. Erwartete. Unbekannte. Und jene, ohne die es den Sonnengarten gar nicht gäbe. Weisse und graue Haarfarbe herrscht vor. Viele Hände finden Halt an einem Stock. Das Vorwärtstreiben wird gemächlicher, die Stimmen lauter, Sprechende und Hörende neigen sich einander zu.

Der grüne und prachtvoll blühende Garten mit seinen Wiesen und Wegen lädt zum Verdauungsspaziergang ein. Doch plötzlich eilt man mit oder ohne Schirm dem schützenden Haus zu, vom prasselnden Gewitter überrascht. Nach Minuten ist der Platzregen vorbei. Und die Sonne lacht wieder, als wäre nichts geschehen. Abwechslungsreich ist das Leben hier im Altersheim, niemals langweilig. Nicht nur heute, nach dieser dunstig trüben Vollmondnacht.

15.15 Uhr – die Versammlung beginnt pünktlich im Grossen Saal, mit Flöten- und Cembalo-Melodien zweier Bewohner. Die ruhige Stimmung überträgt sich. Anwesend ist ungefähr ein Drittel der 300 Vereinsmitglieder. Der Vorstand, der Gesamtleiter und für das Protokoll die Leiterin Administration nehmen am langen Tisch Platz.

Ein Gefühl tiefer Dankbarkeit steigt in mir auf. Ich denke an die unvorstellbar viele Arbeit, die in aller Stille geleistet wurde, damit es uns hier gut geht. Nur die Ergebnisse werden der Ver-



sammlung vorgelegt. Eindrücklich: Die Präsidentin verliest die Namen der Mitglieder, die uns jetzt von der anderen Seite der Schwelle unterstützen – schweigendes Gedenken.

Auch ein Vorstand ist nichts Starres. Auch er unterliegt dauernder Veränderung – und dauernder Belastung. Der Gesamtleiter, der Tag für Tag im Haus ist, spricht von seinem Bestreben, diesen gut wachsenden komplexen Betrieb zu überblicken und nach seinen Hauptanliegen – Qualität und Kommunikation – mit den Mitarbeitenden zu leiten. Er rühmt auch den Einsatz hier wohnender Menschen, die sich sehr um das Wohl der Hausgemeinschaft bemühen.

Rückblick ist immer auch Ausblick. In beiden steht der Sonnengarten gut da. Zuversicht ist hier am Platz. Das gilt auch für den Stand der Planung des Demenz-Pavillons. Entwerfen und Planen sind zwei verschiedene Dinge. Diese Aufteilung hat sich in der Geschichte des Sonnengartens bewährt. Sobald die Zeit reif ist, werde ausführlich orientiert.

Die Betriebsrechnung ist ein Kapitel für sich. Dennoch gibt sie Einsicht in das lebendige



Geschehen und wird mit anerkennendem Kopfnicken quittiert. Die wohltuende Prise Humor des Revisors fördert die einstimmige Annahme und Entlastung des Vorstandes. Einigung findet sich schliesslich auch bei der Statutenänderung.

Beinahe ungern verlässt man die gute Stimmung im Saal, aber die Einladung zum köstlich gedeckten Buffet ist doch zu verlockend. Dieses erweist sich einmal mehr als fantasievolle, überreiche Kreation unseres immer aufs Neue verblüffenden Küchen- und Serviceteams. Zwischen den sich Setzenden schlängelt sich ein Pfleger mit Drehleier und selbst gebauter Harfe. Die Stimmen werden angeregt.

Der Genuss der liebenswürdig dargebotenen Überraschungen macht es nicht nur uns «Einheimischen» schwer, aufzubrechen. Vielen Heimkehrern von auswärts bleibt es nicht erspart, auf dem Rückweg nochmals den Kapriolen des diesjährigen Maiwetters unterm Schirm zu trotzen.

Kurt Huber-Stöcklin

Stille Tage am See

«Luca, habe ich dich geweckt?»

«Ja», brummte ich, sah meinen Beinen zu, wie sie sich über den Bettrand quälten, und setzte mich auf. Zwischen den Knien sah ich auf den Fussboden; die «Gazzetta dello Sport» lag da, und meine Brille. Ich hatte sie mit meinem rechten Fuss nur knapp verfehlt. Meine acht- unddreissig Lenze fühlten sich an wie hundert-zehn.

«Mama, was gibts?»

«Wir fahren morgen nach Hause.»

«Ich weiss, ihr sprecht seit Wochen von nichts anderem. Wie könnte ich es vergessen.»

«Wie gehts dir, mein Junge?», fragte sie besorgt.

«Gut?»

«Wunderbar!», log ich.

«Du klingst müde.»

«Ich habe geschlafen, Mama. Dann klingt man so.»

«Aha.»

Ein Moment Stille, und ich ahnte, was noch kommen würde.

«Hast du wieder eine ...»

«Nein, Mama, ich habe niemanden», fuhr ich dazwischen. «Und ich brauch auch keine neue Frau.» Eigentlich wollte ich sagen, dass ich von Frauen die Schnauze gestrichen voll hatte. Aber sie würde das nicht verstehen.

«Und deine Wäsche?»

«Das macht die Reinigung im Hotel, Mama. Ich arbeite dort, das ist wirklich kein Problem.»

«Sicher?»

«Ja, sicher. Und das mit eurer Wohnung erledige ich auch noch. Ist der Möbelwagen schon da?»

«Er kommt heute.»

«Dann ist ja alles gut. Ich rufe euch nochmals an ... bevor ihr fahrt, meine ich.»

«Sicher?»

«Ja. Mama.» Ich legte auf.

Meine Eltern sind Ende der 1960er-Jahre in die Schweiz gekommen. Aus Apulien, der Arbeit wegen. Morgen werden sie zurückfahren. Endgültig, mit AHV-Rente und Schweizer Pensionsgehalt. Mein Vater wird am Steuer seines silbernen Lancia Beta, Baujahr 89, sitzen und Mama wird fahren. Ohne Steuerrad. Und wenn ich es nicht besser wüsste, müsste schon die Strecke bis Mailand für eine Scheidung reichen. Zwischen Erstfeld und Airolo wird es vermutlich nur ein einziges Thema geben: die Strasse durch den Sankt Gotthard. Seine Strasse. «Diese Strasse habe ich selbst geteert», wird er sagen. Und nach einer Weile wird er hinzufügen: «Mit meinen eigenen Händen!» Er wird mit den Händen aufs lackierte Holzlenkrad schlagen und es nochmal und nochmal sagen. Auf Tessiner Seite, immer noch mitten im Berg, wird er alles auf Italienisch wiederholen: «Con queste mani», wird er sagen, und «la mia strada». Mama wird bis zum Ende der Röhre

schweigen. Weniger aus Zustimmung denn aus Angst. Der Gotthard-Basistunnel war ihr immer «sospetto» gewesen, und wenn Mama Angst hat, fehlen ihr die Worte. Weil das selten der Fall ist, wird Papa jeden Meter dieses sechzehn-Komma-zwei Kilometer langen Halbdunkels geniessen. «Ha! Deine Strasse!», wird Mama ausstossen und erleichtert das einfallende Tageslicht am Südportal begrüßen. «Dass ich nicht lache!» Dabei wird sie vergessen, dass ihre Haare zu kurz sind, als dass man sie hätte in den Nacken werfen können. «So wie du im Haushalt mitgeholfen hast, eh? Nicht einmal für den weissen Strich in der Mitte würde das reichen.» Vermutlich wird es die ganze Leventina hinunter so weitergehen, bis die Diskussion kurz vor Lugano von seiner Strasse wegführen und wieder in ein normales italienisches Familiengespräch einmünden wird.

Mit weissem Hemd und dunklem Anzug trat ich hinaus ins Freie und fühlte den klaren, sonnigen Morgen. Der Vierwaldstättersee lag da wie frisch eingefüllt und die Berge strahlten so, als gehörte ihnen die Welt. Auf dem kurzen Weg von meiner Wohnung zum Hotel dachte ich an meine Eltern: an ihre Heimkehr als eingebürgerte Schweizer nach knapp vierzig Jahren. Ich fragte mich, weshalb das «Dort» immer Heimat geblieben und das «Hier» es nie geworden war. Wie wäre es für mich, meine Zelte hier abzubauen und zurückzufahren?

Meine Eltern kamen im August 1966 in die Schweiz, und Mama war im vierten Monat schwanger. So kam ich als blinder Passagier über die Grenze, bis ich in Luzern das graue Licht eines nebligen Januarmorgens erblickte; kurz bevor ein gewaltiges Schneetreiben die Stadt lahmgelegt hatte.

Als ich im «Brunnerhof» ankam, muss ich noch immer in Gedanken versunken gewesen sein, denn Marko Stankovic rief mir von weitem zu: «Luca, was ist los? – Du siehst nicht aus wie Sonnenschein!»

Die Geschichte mit dem Wetter! – ich musste lachen. Marko liess keine Gelegenheit aus, meinen blöden Spruch von einst gegen mich zu wenden. Dass es in der Schweiz keinen Krieg, keinen Hunger und kein Elend gäbe – nur das Wetter. Und dass das der einzige Grund für

schlechte Laune sei. So oder ähnlich jedenfalls. Manchmal frage ich mich, ob ich diesen Schwachsinn vor drei Jahren wirklich ernst gemeint hatte. Damals, als mit Andrea noch alles im Lot war und der Himmel voller Geigen hing.

«Das Wetter ist fabelhaft heute!», witzelte er.

«Genauso fühl ich mich auch», sagte ich und zog eine Grimasse. Meinen Veston warf ich über den alten, mit Filz überzogenen Bürostuhl im Kabäuschen, das als Rezeption diente.

«Wieder Knatsch mit deiner Frau?»

«Ach was.» Ich winkte ab. «Geschieden ist geschieden», murmelte ich. Dann umarmten wir uns, klopfen einander freundschaftlich auf den Rücken, wie wir es immer taten. Seine Anspielung auf meine Ex und die freundschaftliche Geste der Umarmung liessen mich daran denken, dass mehr als die Hälfte meines Lohns für meine Verfllossene draufging. Und dass im Grunde genommen für fabelhafte Wetterlaune gar keinen Platz war.

«Schon eine Neue?», wollte Marko wissen, während er ein Päckchen Marlboro, zwei Bücher und ein Notizbuch in seinem schwarzen Rucksack verstaute.

«Nicht du auch noch!», winkte ich abermals ab. «Eher wird die Rütliwiese asphaltiert, als dass ich mich wieder auf so etwas einlasse.»

«Ja, ich weiss.» Marko lachte und schulterte den Rucksack. «Das Rütli wird nie geteert!» Sein pechschwarzes Haar glänzte, als er mir zuwinkte, beschwingt die Stufen hinunter zur Glastür eilte und sich hinaus in die morgendliche Frische schwang.

Es gab keinen Bosnier in der Schweiz oder auch sonst wo auf der Welt, der so viel übers Rütli wusste wie Marko Stankovic. Vermutlich gab es auch keinen Schweizer in seinem Alter, der diesbezüglich mithalten konnte. Marko war gerade einundzwanzig Jahre alt geworden.

Angefangen hatte das mit Marko und dem Rütli vor knapp einem Jahr. Auf der Wiese gab man wieder einmal den Wilhelm Tell. Genauer gesagt: Das Deutsche Nationaltheater Weimar spielte das Stück anlässlich irgendeines Jubiläums, und ein Teil des Ensembles wohnte bei uns im Hotel. Marko mochte die Leute. Für einmal waren es keine Wandervögel, hatte er gesagt. Keine Typen, die um zehn schon ins



Bett gingen und abgefülltes Leitungswasser tranken. Es war das erste Mal, seit der junge Bosnier bei uns arbeitete, dass auch nach zwölf Uhr noch Betrieb war. Marko blühte auf und in seinen dunklen Augen leuchtete eine Lebensfreude, die ich bei ihm noch nie gesehen hatte.

Es war Walo Lüönd, an dem der Junge den Narren gefressen hatte: «En glatte Cheib, de Walo», fand er. In akzentfreiem Schweizerdeutsch. Und vermutlich war es auch der bekannte Schweizer Schauspieler, der ihm Schillers «Wilhelm Tell» in einer Reclam-Ausgabe geschenkt hatte. Denn eines Morgens, als ich zur Arbeit kam, fand ich Marko über dem kleinen gelben Büchlein sitzen; so vertieft, dass er mich erst wahrnahm, als ich demonstrativ mit der Rezeptionsglocke geläutet hatte.

Es dauerte damals nicht lang, bis die Hotel-Bar in Rütli-Bar umgetauft worden war und Marko sich irgendwo eine Armbrust ausgeliehen hatte. Mit Schnüren hatte er sie oberhalb der Holztheke befestigt. Daneben hingen die Wappen der Kantone Uri, Schwyz und Unterwalden. Der Hit aber waren die Tischsets: eine Kopie des Bundesbriefs von 1291, auf laminiertem Karton, als Unterlage für den Wurst-Käse-Salat Rütli-Spezial. In Gottes Namen.

Schon nach einer Woche hing mir die Sache mit dem Rütli zum Hals raus. Und als die Lokalpresse kam und zwei volle Seiten über uns schreiben wollte, fand ich es peinlich. Ein eingewanderter Italiener und ein Flüchtling aus Bosnien-Herzegowina, die in der Rütli-Bar in Brunnen die Eidgenossenschaft probten. Grauenhaft. Zum Glück hatte ich als Folge des Zeitungsberichts so viele telefonische Reservationen zu bewältigen, dass niemand auf die Idee kam, mich als «Walterli» zu verkleiden oder mit einer Glocke um den Hals hinters Haus auf die Weide zu schicken.

Mit der Dernière am 29. August hatte der Spuk ein Ende. Die Schauspieler, Beleuchter und Requisiteure zogen fort, nachdem sie noch einmal richtig gefeiert und Adieu gesagt hatten. Und es kamen wieder die Wanderer. Die Rütli-Bar hiess wieder Hotel-Bar; man trank mehrheitlich Hahnenwasser und löschte nach elf Uhr das Licht. Mir war es recht so.

Was blieb, waren die Fotos an den Wänden, die Fahnen der Gründerkantone, die Wappen an der Fassade und Markos Liebe zu Schiller: zur «Jungfrau von Orléans», zu «Maria Stuart» und den «Räubern». Zur ganzen dramatischen Befreiungsliteratur, wie er es nannte. Für mich begann eine einzige Tortur. Nichts davon verstand ich – keines der Stücke hatte ich je gelesen: Meine literarische Heimat war und blieb die «Gazzetta dello Sport». Trotzdem blieben wir Freunde.

Ab und zu erinnerte ich mich gerne an die Schiller-Truppe, an das Chaos, das sie veranstaltet und an die Freude, die sie vor allem Marko bereitet hatte. Und manchmal, wenn der Tag ereignislos die Zeit abstotterte, wünschte ich, sie käme zurück: für eine Viertelstunde vielleicht. Oder wenigstens bis die Lieferung für die Küche kam, auf die ich wieder über eine Stunde warten musste.

Über Mittag half ich im Service aus; und als die letzten Gäste gegangen waren, machte mir Kamir, unser indischer Küchengehilfe, ein Trutensandwich. Ich unwickelte es mit einer Papierserviette, nahm eine Dose Bier aus dem Frigo und verliess das Hotel. Im Schatten der Platanen am Ufer fand ich eine freie Bank. Ich setzte mich. Es war angenehm kühl dort, man konnte das Glucksen der Wellen hören und das Geschrei der Möwen. Kauend schaute ich auf das Wasser. Drei Japanerinnen in eleganten Kostümen und Turnschuhen standen bei der Bootsvermietung. Mit schlottrigen Knien beglichen sie die Miete für ein Pedalo. Früher konnte man hier kleine Motorboote mieten. Schillerstein, Rütli-Wiese und wieder zurück; eine halbe Stunde für fünfunddreissig Franken. Marko hatte mich einmal mitgenommen, und als ich versuchte, bei Wellengang den Text des Schiller-Denkmals zu lesen, wurde mir schlecht. Bei der Rütli-Wiese kotzte ich kniend über Bord. Als wir zurück waren und wieder festen Boden unter den Füßen hatten, weigerte ich mich hartnäckig, für diese Bildungsreise nur einen einzigen Cent herzugeben.

Ich stand auf, warf Papierserviette und Bierdose in einen Abfallbehälter und ging noch ein paar Schritte dem Ufer entlang. Erst jetzt sah ich die mächtigen Gewitterwolken, die sich

über dem Gotthardmassiv aufgetürmt hatten und die wie ein dunkles Heer langsam näherkamen. Ich ging zurück ins Hotel.

Marko kam gegen sieben Uhr. Mit einem Schirm und bis zu den Knien nass.

«Und?», sagte ich mit einem Augenzwinkern. «Willst du immer noch an die Rütli-Feier morgen?»

Marko lachte, schüttelte den Schirm über mir aus und meinte: «Die Freiheit kennt kein schlechtes Wetter!»

«O Gott», seufzte ich. Wir umarmten uns.

«Du bist immer noch Italiener», sagte er.

«Aber mit Schweizer Pass!», gab ich zu bedenken.

«Ja, das auch. Aber in erster Linie bist du Italiener.»

«Vielleicht.» Ich zuckte mit den Schultern.

«Wenn ich einmal einen Schweizer Pass habe», sagte Marko, «dann bin ich Schweizer. In erster und in zweiter Linie.» Er machte ein ernstes Gesicht, stand stramm und mimte einen militärischen Gruss.

«Marko Stankovic, Schweizer!», witzelte ich.

«Warum nicht? Was ist daran so lustig?»

«Nichts. War nicht ernst gemeint. Sorry, Marko.»

Der junge Bosnier hielt inne. Und für eine Sekunde sah ich in seinen Augen die Traurigkeit aller Heimatlosen. Der schamvolle Blick, der nach innen geht, weil einem das Mitmachen verwehrt, das Dabeisein nicht möglich ist.

«Türkiylmaz ist auch Schweizer», gab ich zum Besten. «Und Martina Hinggis kommt auch nicht aus Altdorf.» Ich versuchte ein Lachen.

«Sie heisst eigentlich Hingisová, wusstest du das?»

«Nein, woher auch?» Ich wusste, dass fünfundfünfzig Millionen Italiener froh wären, wenn Andriy Shevchenko in der Squadra spielen würde. Mit Maldini, Totti und Vieri. «Wen kümmern schon Namen», sagte ich.

«Im Sport vielleicht nicht, Luca. Aber hier schon. Ich habe manchmal das Gefühl, die Leute hängen den Zimmerschlüssel nicht ans Brett, weil sie meinen, ich stehle mich in ihr Zimmer und klaue ihnen die Wanderschuhe.»

«Unsinn. Die vergessen einfach – nehmen den Schlüssel mit, weil sie zu doof sind. Oder vielleicht meinen sie auch, wir schliessen, wenn es dunkel wird.»

«Meinst du?»

«Klar.»

Nachdem mir Marko grosszügigerweise den Schirm überlassen hatte, verabschiedeten wir uns. Ich schaffte es bis an die Bar von Timo Konietzka, trank ein grosses Glas Sangria und wünschte, es wäre ein Grog. Später kamen noch Giancarlo und Salvatore. Sie trösteten mich wegen der zwei Gegentore, die ich im Spiel gegen Lauerz letzten Samstag erhalten hatte. Wir machten uns gegenseitig Mut, dass es im Rückspiel besser laufen und Salvatore endlich wieder einmal ein Tor schiessen würde.

Der nächste Morgen war grau, zu grau für einen Nationalfeiertag, fand ich. Auf meinem kurzen Weg ins Hotel fiel mir auf, wie kalt es geworden war. Die Schweizerfahnen, die man hier und dort schon am Vorabend auf Fenstersimsen und Balkonen angebracht hatte, hingen freudlos ins Trübe. Es war kurz nach halb acht. Ein erster Pulk Leute wartete am Schiffssteg; mit Proviantensäcken, Regenjacken und rustikalem Schuhwerk. Ich gähnte.

«Ich gehe trotzdem», rief mir Marko schon von weitem zu und lachte.

«Ja, ja», murmelte ich. «Aber der erste bist du nicht.»

«Ich weiss.» Marko nahm den Rucksack, der bereits zugeschnürt neben ihm gelegen hatte, und streckte die Hand aus.

Ich stutzte.

«Der Ausweis», sagte er schmunzelnd.

«Du brauchst keinen Ausweis für aufs Rütli.» Ich lachte.

«Trotzdem – du hast es versprochen.»

«Dann sag mir wenigstens weshalb ...» Ich griff nach meinem Portemonnaie. «Ich meine ... nicht dass du damit etwas anstellst.»

«Nein, Ehrenwort! Du bekommst ihn heute Abend wieder zurück.»

«Das hoffe ich ...» Zwischen Mastercard und Führerschein zog ich das kleine Ding aus dem Lederetui. Links oben das Schweizerkreuz, daneben stand in den vier Landessprachen (und Englisch): Confederazione Svizzera. «Ist es eine Wette? Komm, sag es mir ...»

Marko nahm den Plastikfetzen, sah ihn sich lange an und sagte: «Weisst du was, Luca? Wir sehen ziemlich ähnlich aus, finde ich.»





«Halblanges, dunkles Haar und dunkle Augen – sehr ähnlich», scherzte ich. «Typische Schweizer, halt.»

Marko lachte. «Genau.» Er steckte sich die Karte in die Brusttasche seines Hemdes und wir umarmten uns.

«Und verlier das Ding nicht», rief ich ihm hinterher, als er zur Tür eilte und verschwand.

Wenn es einen Tag im Jahr gab, an dem es im «Brunnerhof» nicht still und beschaulich zging, war es der erste August. Nicht dass es mehr Gäste gab, die das Restaurant besuchten oder die sich bei uns einquartierten. Nein. Es war einzig der Lärm, der von der Bahnhofstrasse und dem Waldstätterquai bis ins Hotel, bis an unser schattiges Plätzchen an der Gersauerstrasse dröhnte.

Mit den Frühaufstehern kam die Polizei. Es wurde abgesperrt, umgeleitet und die Einsatzwagen folgten, mit denen man den Radaubrüdern und Vandalen gerecht werden wollte. Gegen elf Uhr kam die Masse. Und mit ihnen die Fröntler und Rechten. Mit Sprechchören und wehenden Fahnen, mit Hitlergruss und schwarzen Stiefeln. Vom Bahnhof zum Schiffsteg an den See. Nur ein paar wenige, hiess es jedes Jahr. Und trotzdem habe ich das Gefühl, dass die Wenigen immer mehr werden.

Als es gegen drei Uhr nachmittags ruhiger wurde, rief ich meine Eltern auf dem Handy an. Sie waren kurz vor Mailand.

«Wir sind gut durch den Gotthard gekommen.» Mama klang erleichtert. «Und vergiss nicht, nächste Woche kommt der Herr von der Wohnungsübernahme ...»

«Ja. Von der Verwaltung. Ich habs mir eingetragen. Gibst du mir noch Papa?»

«Sì, ma lui deve concentrarsi ...»

«Ma dai», hörte ich Papa rufen. Ein Moment verging mit Motorengeräusch und Gezeter.

«Luca?»

«Sì, pronto. Tutto bene, Papà?» Ich merkte, dass ich schrie.

«La mia strada, Luca!», kam es gleich laut zurück. Und wie jedes Jahr waren es die Vierzigtöner, die Holländer mit den Anhängern und die vielen Tedeschi, die gleichermassen die Schuld daran trugen, dass seine Strasse nun definitiv vor die Hunde ging. Als Papa zum Schluss mit weinerlicher Stimme fragte, wer – per carità! – das alles nun reparieren sollte, war mir wohl. Und ich wusste, dass alles in bester Ordnung war.

Die Zeit bis zum Abendessen vertrödelte ich mit dem Aufhängen von Lampions und Girlanden. Es waren nicht viele; zum Glück waren die Nägel vom letzten Jahr noch da. Ich fragte mich,

ob uns der ganze Firlefanz je einen einzigen Gast mehr gebracht hatte. In einem Restaurant, das neuerdings Taj Mahal hiess, war an diesem Tag nichts zu machen. Kein Mensch ass eine indische Reistafel am ersten August. Selbst dann nicht, wenn die Bundeskapelle gleich vis-à-vis lag und Kamir für den Abend Rösti-National auf die Tafel geschrieben hatte. Wenigstens würde sich Marko freuen, wenn er für den Nachtdienst zurückkommt, dachte ich.

Marko kam nicht. Und als ein Beamter mit Polizeiuniform gegen halb elf ins Hotel kam, wusste ich, dass etwas geschehen war.

«Kennen Sie einen Luca ...», der Beamte schaute auf das kleine Stück Plastik in seiner Hand. «Luca Carlucci?»

«Ja, was ist mit ihm?» Wie angewurzelt stand ich da.

«Kennen Sie ihn?», wollte der Beamte wissen.

«Ja, natürlich ... Ich meine: Ich bin Luca Carlucci.» Der Beamte sah mich wortlos an. Dann senkte er den Blick auf das Kärtchen; musterte das kleine, schwarzweisse Foto auf meinem Ausweis, dann wieder mich.

«Was ist passiert?», fragte ich gepresst. «Ist ihm etwas zugestossen, dem Jungen, meine ich?»

«Sie haben Ihren Ausweis ...»

«Ja», unterbrach ich den Polizeibeamten. «Es ist mein Ausweis. Mein Freund ... ich habe ihn ausgeliehen.» Kalter Schweiss stand mir auf der Stirn. «Sagen Sie schon, was ist los mit ihm?»

«Ein Unfall», sagte der Beamte. «Er wurde ins Kantonsspital Schwyz geflogen. Es sieht schlecht aus.» Nachdem sich der Polizist das Foto noch einmal gründlich angesehen hatte, übergab er mir meinen Ausweis.

Als ich gegen zwölf Uhr das Zimmer gefunden hatte, in dem Marko unter meinem Namen lag, war er bereits seit zwanzig Minuten tot. Hirnblutung, wie der Arzt mir mitteilte. Über den Hergang des Unfalls konnte oder wollte man mir nichts sagen. Ich ging zurück.

Es war das erste Mal, dass ich vor Sonnenaufgang auf der Bank beim See sass. Ich kannte diese Stille nicht, wenn vor dem Tag alles schlief und dünne Nebelschwaden Zerrbilder auf das glatte Wasser malten. Und ich wusste zu diesem Zeitpunkt noch nicht, dass Marko von

einer Gruppe Rechtsradikaler auf dem Rütli erschlagen worden war. Erschlagen und mit Stiefeln getreten, als er längst bewusstlos am Boden lag.

In den darauffolgenden Tagen waren die Zeitungen voll davon. «Die Schande vom Rütli», titelte fett und rot das auflagenstärkste Blatt im Land; man zeigte die Rädelsführer auf der Frontseite und die vier beteiligten Jugendlichen in Handschellen. «Schlegeln» und ein wenig «Angst einjagen» habe man gewollt – mehr nicht. Und «dumm gelaufen» sei es halt, hatte der siebzehnjährige Maurerlehrling Ruedi Z. – später Hauptangeklagter im «Rütli-Prozess» – zu Protokoll gegeben.

Bevor es kalt wurde am See, habe ich meine Stelle als Concierge im «Brunnerhof» aufgegeben. Ich mag den Winter nicht. Es ist wie mit dem weissen Clown – den konnte ich auch nie leiden. Sein Lachen ist mir zu traurig, die Augen zu nahe am Tod.

Gestern bin ich zu meinen Eltern nach Lecce gefahren. Mama meint, ich solle hier bleiben. Wenigstens bis die Olivenernte vorbei ist – am besten bis Weihnachten. Um diese Zeit gäbe es immer viel zu tun.

Michael Theurillat

Anmerkung der Redaktion: Mit dieser Geschichte gewann M. Theurillat 2005 den Innerschweizer Literaturpreis.



Zur Person: Michael Theurillat, geboren 1961 in Basel, studierte nach zwölf Jahren Rudolf Steiner Schule Wirtschaftswissenschaften, Kunstgeschichte und Geschichte. Er promovierte auf dem Gebiet der Finanzwissenschaft und arbeitete jahrelang erfolgreich im Bankgeschäft.

Mit seinen Büchern um den Zürcher Kommissar Eschenbach (erschieden bei Ullstein) gehört er zu den meistgelesenen Autoren der Schweiz.

Für seinen neusten Roman «RütliSchwur» wurde er 2012 mit den Friedrich-Glauser-Preis ausgezeichnet.

Neben seiner Tätigkeit als Schriftsteller berät er Unternehmungen und Pensionskassen. Michael Theurillat lebt und arbeitet in der Nähe von Zürich.

Mutter Helvetia hat Geburtstag

Die Festlichkeit wird schon am Vortag sichtbar. Im Speisesaal sind rot-weiße Bänder und Fahnen aufgehängt und im Menüplan leuchtet seit Montag das Schweizerkreuz als Hinweis darauf, dass der Donnerstag ganz speziell sein wird.

Morgens um 6 Uhr erscheint der Traktor mit der Greifzange und befördert den Stoss von Astholz vom letzten Winter zum Feuerplatz mitten in der Wiese. Beim Mittagessen wird der Ablauf der Festlichkeiten bekannt gegeben, damit die Siesta nach dem Mittagessen ausgiebig genutzt wird, denn es wird spät werden.

Pünktlich um halb sechs Uhr sind wir vereint im Esssaal. In der Cafeteria ist für die Pflegebewohner reserviert und unten sind die Tische noch ein bisschen enger gestellt, so finden die Besucher und Nachbarn, die von den Alterswohnungen herüberkommen, auch noch an der festlichen Tafel Platz. Die Tische sind mit rotem Tischtuch bedeckt und die Servietten rot mit weißen Schweizerkreuzen gefaltet, Tisch-Gestecke mit roten und weißen Blumen, von Bewohnerinnen prächtig hergestellt, und Gläser und Bestecke funkeln, dass es keine Frage ist, hier wird ein ganz grosses Fest zelebriert. >>







Zur Begrüssung kommt eine junge Köchin in weisser Küchenjacke mit roten Knöpfen und gibt uns die reiche Speisenfolge bekannt. Als Apéro wird ein Saft, mit roten Johannisbeeren garniert, gereicht. Die Salate mit Terrinen, geräuchten Forellenfilets und Käseküchlein munden herrlich, für jeden gibt es eine leckere Vorspeise und die Grilladen vom Lamm und vom Kalb sind mit dem Kartoffelgratin ein vorzügliches Hauptgericht. Das aufmerksame, liebenswürdige Servicepersonal versorgt uns bestens, Traubensaft und Sonnengarten Urquell stehen da, sodass niemand Durst leiden muss. Wir kommen nicht aus dem Staunen heraus und das Menu findet kräftigen Zuspruch.

Nach kurzer Pause spricht Herr Huber zum Nationalfeiertag besinnliche Worte. Obwohl ja die Zeiten nicht gerade zu euphorischer Festlaune Anlass geben, sind sie doch eine Aufmunterung, sich auf die guten Grundsätze unserer Verfassung, auf gegenseitige Achtung, gegenseitige Hilfe und gegenseitigen Respekt zu besinnen und auch in unserer Heim-Gemeinschaft diese Gedanken zu pflegen und in Taten und Worte umzusetzen. Nach diesem besinnlichen Teil, in dem unserer Heimat mit Liedern gedacht wird, wird das Dessertbuffet aufgebaut und mit Schoggimousse, Beerenkuchen und Fruchtsalat mit Meringue werden weitere Schleckereien genossen.

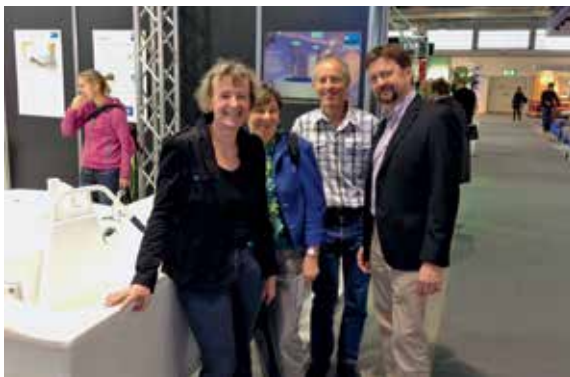
Dass unser Haustechniker nicht nur mit dem Schraubenzieher umgehen kann, wussten wir längst, dass aber sein Schwyzerörgeli lustig jubilieren und mit Herrn Courvoisiers Klarinette zusammenklingen kann, war Beweis seiner grossen Könnerschaft und der seines Musikkollegen. Natürlich waren alle sehr gespannt auf das grosse Feuer, das Paradestück zum Geburtstag unserer Schweizerischen Eidgenossenschaft. Bis es aber soweit war, genoss männiglich noch den milden Abend, das Alpenglühen am Vrenelisgärtli und ein Schwätzchen beim Aufhängen der Lampions und Entzünden der Lichtlein am Haus.

Jetzt der grosse Moment, der zünftige Holzstoss wird in Brand gesetzt, die Alphörner lassen ihre eindringlichen, fast wehmütigen Weisen hören und der 1.-August-Abend geht mit vielen Sternen in eine milde Nacht über. Hoch schlagen die Flammen und züngeln hinauf zu den Bäumen und die Funken stieben hoch und höher. Wenn das kein gutes Zeichen für unser Land und unseren Sonnengarten ist. Noch einmal kredenzt die Küche einen Trunk, einen Punsch mit Haselnusschnecken dazu. Grosses Lob an die ganze Küchencrew, den Service und an alle Helfer, die zum hervorragenden Gelingen dieser Geburtstagsfeier von Mutter Helvetia beigetragen haben. Wir genossen das Fest und freuten uns, dass ein Teil der Kadermitarbeiter mit uns feierte.

Alfred Enz, Bewohner des Sonnengartens

Gut Ding will Weile haben...

Die Anschaffung so wichtiger Dinge wie eine Pflegebadewanne braucht viel Evaluation und einige Abklärungen. So befasste sich ein Teil des Führungskaders zusammen mit dem Gesamtleiter des Sonnengartens bereits im Herbst 2012 mit der Auswahl neuer Badewannen für die Pflegestationen 1 und 2 und holte Informationen an der IFAS (Fachmesse für den Gesundheitsmarkt) ein.



Ein Teil des Führungskaders an der IFAS.

Im August wurden die neuen Wannen installiert und in Betrieb genommen. Deren Spezialität zeigt sich dadurch, dass sie in der Höhe verstellbar sind. Der Badende wird nicht mit dem Lift ins und aus dem Wasser bewegt, sondern das Wasser nähert und entfernt sich durch Heben beziehungsweise Senken der Wanne.



Mitarbeiter der Pflegestation beim Vorbereiten eines Bades.

Leitbild und Betriebskonzept überarbeitet

Der Vorstand hat zusammen mit der Gesamtleitung aus den mit dem Führungskader erfassten Gegebenheiten das Leitbild und Betriebskonzept des Sonnengartens überarbeitet. Es wurde nicht grundsätzlich verändert, sondern auf den aktuellen Stand gebracht und neu gestaltet. Das neue Leitbild und Betriebskonzept kann im Sekretariat des Sonnengartens angefordert werden.



Öffentliche Kurse im SONNENGARTEN:

Malen	Montag	8.45 – 10.15 Uhr 10.15 – 11.30 Uhr
Eurythmie	Mittwoch	9.00 – 9.45 Uhr 13.10 – 13.50 Uhr
Sprachgestaltung	Donnerstag	13.10 – 14.00 Uhr 14.10 – 15.00 Uhr
Chorsingen	Donnerstag	16.40 – 17.30 Uhr
Arbeiten mit Ton	Samstag	9.30 – 11.00 Uhr

Für Kursprogramme und Anmeldungen wenden Sie sich bitte an das SONNENGARTEN-Sekretariat, Telefon 055 254 40 70, Fax 055 254 40 80, info@sonnengarten.ch



Winterliche Stimmung im Sonnengartenpark



Wohnsiedlung Sonnengarten

Wie kann ich den SONNENGARTEN unterstützen?

Ich würde gerne dem SONNENGARTEN helfen

durch freiwillige Einsätze im Heim, wie:

- Cafeteria Fahrdienste Betreuung andere

durch den Beitritt in den Gemeinnützigen Verein

SONNENGARTEN als:

- Einzelperson (Fr. 40.-/p.a.) Ehepaar (Fr. 50.-/p.a.)

- durch eine einmalige Schenkung von Fr.

durch wiederkehrende Beiträge von

- monatlich vierteljährlich
 halbjährlich jährlich Fr.

durch ein Darlehen

- zinslos verzinst Fr.

- Ich/Wir interessiere/n mich/uns für einen Eintritt in den Sonnengarten

Vorname: _____

Name: _____

Adresse: _____

Telefon: _____

Ort, Datum: _____

Unterschrift: _____

Bitte Talon ausfüllen und senden an:

Alters- und Pflegeheim Sonnengarten, Etzelstrasse 6
8634 Hombrechtikon

ALTERS- und Pflegeheim SONNENGARTEN

Etzelstrasse 6, 8634 Hombrechtikon
T 055 254 40 70, F 055 254 40 80
info@sonnengarten.ch
www.sonnengarten.ch

Bank-Konto:
ZKB Hombrechtikon 1139-0151.847
Postkonto: 80-48649-1

Führung durch den Sonnengarten

Am ersten Samstag eines jeden Monats um 14.00 Uhr findet im Sonnengarten eine öffentliche Führung statt. Um Anmeldung wird gebeten.

Gesamtleitung: Christian R. Haas

Betriebskommission: Ute van der Heide
Christine Büchi
Helen Baumann
Cristobal Ortin

Gemeinnütziger Verein Sonnengarten Vorstand:

Helen Baumann	Präsidentin
Philip Eric Jacobsen	Quästor
Markus Glauser	Mitglied
Jürgen Hinderer	Mitglied
Peter Kunz	Mitglied

Sonnengarten-Post

Redaktion: Christine Sacks
Christian R. Haas
Konstanze Brefin Alt
Florian Alt

Gestaltung: Gabriella Kohler
Fotos: Mitarbeiter Sonnengarten
Druck: St-Print, Wolfhausen

Sonnengarten

Ein Ort für persönliche
Lebensgestaltung im Alter

